

Der Stern der Weisen

Autor(en): **V.G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **2 (1916)**

Heft 1

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-524166>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

2. Jahrgang.

Nr. 1.

6. Jan. 1916.

Schweizer-Schule

Wochenblatt der katholischen Schulvereinigungen der Schweiz.

Der „Pädagogischen Blätter“ 23. Jahrgang.

Schriftleiter des Wochenblattes:

Dr. P. Veit Gadiant, Stans
Dr. Josef Scheuber, Schwyz
Dr. H. P. Baum, Baden

Beilagen zur Schweizer-Schule:

Volksschule, 24 Nummern
Mittelschule, 16 Nummern
Die Lehrerin, 12 Nummern

Geschäftsstelle der „Schweizer-Schule“: Eberle & Rickenbach, Einsiedeln.

Inhalt: Der Stern der Weisen. — Wir Religionslehrer. — Rührmichnichtan. — Schulnachrichten aus der Schweiz. — Lehrerzimmer. — Krankenkasse. — Inserate.
Beilage: Volksschule Nr. 8.

Der Stern der Weisen.

Etwas Großartiges muß es doch sein, nach den Bahnen eines Sterns zu forschen. Wir fühlen das schon einwenig aus einer kleinen astronomischen Mitteilung des Jahres 1846. — In der Bahn des Uranus beobachtete man geringe Abweichungen. Der französische Mathematiker Leverrier schloß daraus, ein unbekannter Stern müsse wohl die Ursache sein und berechnete aus den Abweichungen Standort und Bahn des angenommenen, unbekanntem Sterns. Er teilte dann dem Berliner Astronomen Galle seine Berechnungen mit; dieser richtete noch am selben Abend sein Fernrohr auf die angedeutete Stelle und — entdeckte den Neptun!

Einen Stern entdecken heißt eine Welt entdecken, eine Welt von Licht und Feuer, eine Welt von Schwung- und Kreis kraft, eine Welt von Gesetzen — und vielleicht noch mehr.

Vielleicht noch mehr? Schüchtern fügen wir es bei: Vielleicht noch mehr. Wir haben ja keine nähere Kunde, ob dort auch ein Leben sich entfalte, das mit dem unsern wenigstens in Ursprung und Ziel gemeinsame Punkte hätte.

Vielleicht noch mehr. Heißt einen Stern entdecken nicht einen Gott entdecken? Dem Physiker als ausschließlichen „Nur-Physiker“ allerdings nicht, wohl aber dem Weisen, der dem Stern folgt, dem Menschen und Weltweisen, der die Tatsache systematisch zu Ende denkt: der entdeckt einen Gott, den Gott, den einzigen persönlichen Gott.

Das ist das Hocherfreuliche für uns Lehrende und Lernende, daß der Magier aus dem Morgenlande im natürlichen Forschen, in seiner geistigen Berufstätigkeit Grundlage und Voraussetzung findet zu einer höhern Berufung, daß das natürliche

347.

Wissen und Erkennen den ersten Anstoß bildet zu einer übernatürlichen Weiterentwicklung, daß die Ausstrahlungen eines Sterns in ihm jenes Fühlen und Sehnen wachrufen, wie es in den Versen eines unserer Dichter sich ausgesprochen findet:

„O du Land des Wesens und der Wahrheit,
Unvergänglich für und für!
Mich verlangt nach dir und deiner Klarheit,
Mich verlangt nach dir.“

Das rein natürliche sachwissenschaftliche Denken ist nur Küstenschiffahrt, kein verheißungsvolles Durchqueren des Ozeans. Man darf das ruhig aussprechen, ohne fürchten zu müssen, der hohen Menschengelahrtheit zu nahe zu treten. Und wenn sich dennoch einer darüber beschweren sollte, so dürften wir ihm das demütige Bekenntnis Newtons vorhalten: „Alle Arbeit meines Lebens ist nur ein Spiel mit den Muscheln an der Küste des Lebens gewesen, während der Ozean der Wahrheit sich unerforscht vor mir ausbreitete.“

Wie viel die tiefsinnigen Reflexionen eines kleinen Gehirns in der Geschichte der gesamten Geistesentwicklung zu bedeuten haben, möchte wohl einem jeden sehr deutlich werden, wenn er sich die Mühe nimmt, auch nur eine gesammelte Stunde über einem Buche zu verbringen, das ich ganz beispielsweise nenne, über der Geschichte des Idealismus von Willmann. Dieses Buch bedeutet eine ganz überwältigende Lektion, die der Altmeister der Pädagogik aller aufgeblähten Halbbildung und Halbweise erteilt. Und doch ist auch dieses ausgedehnte Werk nur eine Lektion. Wie beschämend müßte es für einen leichtsinnigen Zweifler sein, wenn er einen Einblick gewänne in das geistige Arbeiten unserer Konvertiten z. B. auf Grund der Konvertitenbilder von Räß oder der Bücher von Kubille und H. Benson.

Das ist das Verhängnis einer modernen Wissenschaft, daß sie an der Entdeckungsstelle des Sterns haften bleibt, daß sie dem wandernden Stern nicht folgt wie die Magier, oder daß sie die Verhältnisse zwischen Wirkung und Ursache nicht ausdenkt, wie Leberrier und Galle. Vom Glanze der Entdeckung geblendet, bleiben sie stehen und ahnen nicht, was für einen bedauerlichen Rückschritt ihr materialistisches Stillestehen gegenüber dem Fortschreiten des zukunfts- und ewigkeitsfrohen Idealismus bedeutet.

Es braucht allerdings, um es vorläufig so zu sagen, einen starken Optimismus, um den Weg nach dem fernen Lande, nach dem Lande des neugeborenen Königs anzutreten. Bischof Faulhaber nennt in seiner beredten Sprache den Optimismus den „großen Imperativ der Jugend“, er sagt: „Der Optimismus ist der Arm, der nach der Zukunft greift.“ In unserem Falle hieße Optimismus haben: glauben. An den Stern glauben. In seelischer Frische und Ungebrochenheit. Mit kräftigem Arme durch den Nebel der Gegenwart vertrauensvoll in die Zweige der Weltesche hinaufgreifen.

Von Görres hat man gesagt, er zeige uns, „was ein Mann vermag, der auf Recht und Wahrheit steht und sich nicht erschrecken läßt.“ Ja, was ein Mann vermag, der seine Ueberzeugung hat und sich nicht terrorisieren läßt: von keiner Modewelt und keiner Gewaltherrschaft, von keiner Magierzunft und keinem Hero-

desregiment. „Wir haben den Stern gesehen und sind gekommen.“ Ergebnis und Tat, Grundsatz und Anwendung, Theorie und Praxis.

Das Gebet ist kein Gegensatz zur Wissenschaft, sondern eines ihrer vornehmsten Ergebnisse. Wenn wir die Weisen an der Krippe des Heilandes beten sehen, so ist dies wie eine plastische Darstellung jenes Wortes, das Hettinger einst bei einer Universitätsfeier gesprochen hat: „Die Wissenschaft betet.“

Aus der Erzählung von den Magiern des Morgenlandes läßt sich eine ganze Geistesentwicklung herauschälen, die in dem Endpunkte einmündet: Die Wissenschaft betet.

Das Erscheinen des Sterns. Erkenntnis der Wahrheit. Freude an Wissenschaft und Bildung. Erkennen, vertiefen, durchfühlen. Schlüsse und Folgerungen. Der Entschluß. Die Fahrt nach der Wahrheit.

Forschen und Suchen. Verschwinden des Sterns. Zweifel und Bedenken. Der Terrorismus jener, die die Macht haben.

Der Stern über dem Hause von Bethlehem. Der Kniefall vor dem Weltheilande! Die Wissenschaft betet! Denn das Gebet ist der innigste Ausdruck der Huldigung an die gesundene Wahrheit.

Im Stern des Epiphanietages liegen Verheißung und Warnung. Warnung vor einer Wissenschaft, die in den Sternen nicht zu lesen vermag. Verheißung aber jeder ehrlichen Forschung, die Verheißung an die Wissenschaft, daß sie Gott finden werde.

V. G.

Wir Religionslehrer. *)

Von Seminardirektor L. Rogger, Hitzkirch.

Sagen wir es nur offen heraus: wir Religionslehrer und namentlich wir Religionslehrer an den Sekundar- und Mittelschulen, wir sind die bequemsten von allen Lehrern. Oder dann sind wir die besten, die gescheitesten. — Haben wir je daran gedacht, daß wir an uns etwas zu verbessern hätten? Daß unsere Methode einiger Korrektur bedürfe?

Wir wissen: der Inhalt unseres Faches bleibt ewig der gleiche: Das katholische Dogma, der Dekalog, die Gnade, die Sacramente. Rein noch so unbeständiges Jahrhundert nimmt etwas davon, und kein noch so großer Theologe tut etwas Wesentliches dazu. Ebenso fest und unveränderlich sollen auch wir und soll unsere Methode sein. Wie ganz anders bei unsern Kollegen von den weltlichen Wissenschaften, wo ein Jahrzehnt pietätlos verbrennt, was das vorhergehende angebetet hatte! Die mögen neue Schläuche suchen für ihren neuen Wein; unser Wein, aus den Keltern Jesu Christi, ist der gleiche, gestern und heute und in alle Ewigkeit. Also seien auch unsere Schläuche die alten!

Ist es nicht so? Schon 52-mal kam die „Schweizer-Schule“ zu uns. Und wußte sie je etwas von uns zu berichten? Vom Suchen und Ringen des Leh-

*) Ich rede in erster Linie zu den Religionslehrern an Mittelschulen. Die nämlichen Gesichtspunkte gelten aber auch — mutatis mutandis — für den Religionsunterricht in der Volksschule, in der Sonntagschristenlehre, auf der Kanzel und im Heiligtume der Familie, wo Mutter und Vater Christum predigen.